

Der Kaiser lässt grüßen: Mittelalter-Geschichte als Comic

Bunte Bilder, reichlich Humor, doppelte Ebenen: Ostfalia-Verleger Dr. Thomas Dahms stellt sein Konzept am Goslarer Salier-Band vor

Von Frank Heine

Goslar. Das hohe Mittelalter in bunten Bildern, mit einem Schuss Humor und Anspielungen sowie doppelten Erzählebenen und verschiedenen Zielgruppen: Ostfalia-Verleger Dr. Thomas Dahms verriet am Donnerstagabend im Kreishaus am Beispiel der Salier-Ausgabe „Kaiserglanz für Goslar“, wie seine Bände in der Reihe „Deutsche Geschichte im Comic“ funktionieren.

Mehr als 70 Gäste, darunter die beiden nächsten, schon einmal Probeluft schnuppernden Referenten



Der Ostfalia-Verleger Dr. Thomas Dahms stellt seinen Historien-Comic zu den Salier-Kaisern Konrad II. und Heinrich III. vor.

Manfred Watzlawik und Ernst Steinecke, begrüßte Vorsitzender Günter Piegsa zu einem thematisch ungewöhnlichen Auftakt für das Vortragsprogramm – aber wieder am angestammten, „akustisch weniger problematischen“ Ort. Die Abende zum 1000. Geburtstag von Kaiser Heinrich III. waren in der Pfalz über die Bühne gegangen.

Arbeit ohne Fördergeld

Zielgruppen? Laien und Experten, Erwachsene und Kinder, Frauen und Männer – eigentlich sollten sich alle für ein lehrreiches Historien-Comic begeistern können, zumal es ohne erhobenen Zeigefinger daherkommt. Ja, dass Comic-Leser zu 60 Prozent Männer mit Bildungshintergrund seien, wisse er. Umso mehr freue er sich, wenn er einen Fan-Brief von einem elfjährigen Jungen aus Eisenach erhalte: „Kinder lesen eben auf ihre Weise.“ Aber hat Dahms mit seinem Anliegen auch wirtschaftlichen Erfolg? Der Frage wich der Verleger geschickt aus, indem er erklärte, Niedersachsen fördere sein Projekt nicht, weil zu viel Sachsen-Anhalt in den Bänden stecke – und umgekehrt ganz genau so.

Erzählebenen? Dieser Punkt ist kaum von den Zielgruppen zu trennen. Wie moderne Erfolgsfilme immer Sympathie-Figuren für jede Generation bereithielten, damit die Eltern gerne mit den Kindern ins



Werla, Goslar, Hildesheim, Quedlinburg, Wittenberg, Donauwörth: Die Comics ranken sich stets um Menschen und Städte. Fotos: Heine

Kino gingen, so müsse auch ein Comic angelegt sein. Ja, und es muss immer möglich sein, dass Leser schmunzeln und etwas lernen.

Etwas ist gut: Welches Schulbuch druckt heute noch alle 95 Thesen Martin Luthers ab, wie es der Wittenberg-Band von Dahms tut? Mit Schulen allerdings tut sich der Verleger mittlerweile schwer. Einer Frage zur Nutzung im Unterricht blieb er wiederum die Antwort schuldig. Später verriet er am Rande den Grund: Mehr als 50 Schulen habe er besucht, Probe-Exemplare seien aber meist in dunklen Kanälen verschwunden. Also Liebhaber mit Bildungshintergrund?...

Humor und Anspielungen? Im Band sind einige Schätze verborgen. „Mist: falscher Ort, falsche Zeit!“, denkt sich etwa ein Martin Luther

auf dem Marktplatz und rempelt einen Schotten an: „Ey, here I stand.“ Aber kann der auch anders? Ein Glatzkopf will in einer anderen Ecke mit einem Kaiserring für einen anonymen Bestseller aus der Normandie zahlen – Titel: „England ist eine Reise wert“. Und an anderer Stelle auf einer anderen Seite erfahren Welterbe-Vater Professor Reinhard Roseneck und Rammelsberg-Montanarchäologe Dr. Lothar Klappauf eine verdiente Ehrung.

Zeichner auf Irrwegen

Unterhaltsam ist aber auch, wie Dahms seinen Stoff vorträgt. Und lustig war es zudem, dass sich sein Zeichner Karsten Mentzendorff, der seine Aufgabe als „Herausforderung und Lebenstraum“ bezeichnete, um

eine Viertelstunde verspätete, weil sich der Hildesheimer bei der Anfahrt ausgerechnet auf der Hildesheimer Straße verfranst hatte – ein Navi wie aus dem Mittelalter. . .

► Das Comic „Kaiserglanz für Goslar – der salische Höhenflug unter Konrad II. und Heinrich III. von Speyer nach Goslar“ umfasst 40 Seiten, kostet 15 Euro und ist im Goslarer Buchhandel erhältlich. Der nächste Band soll im Mai zum 950-jährigen Bestehen der Harzburg erscheinen und „Hickhack um die Harzburg – Heinrich IV. zwischen Sachsenkriegen und dem Gang nach Canossa“ heißen.

► Zum Vormerken: Am 8. Februar trägt Ex-Heimatpfleger Manfred Watzlawik um 19.30 Uhr beim Geschichtsverein im Kreishaus vor. Sein Thema lautet „Immenrode – Beständigkeit und Umbruch“.

Agrarreform „war kleine Revolution“

Vortrag „Immenrode – Beständigkeit und Umbruch“ im Kreishaus durch Manfred Watzlawik

Von Ernst-Dietrich Habel

Goslar. Es war wie eine Revolution, die sich Mitte des 19. Jahrhunderts „in unserer Gegend“ ereignete. Gemeint ist die Agrarreform, deren Auswirkungen bis heute in der Landschaft zu sehen sind. Manfred Watzlawik, pensionierter Schulleiter, widmete sich gründlich diesem wenig beachteten Thema. Am Donnerstag erklärte er die tief greifenden Umgestaltungen im Vortrag „Immenrode – Beständigkeit und Umbruch“. Der Geschichtsverein Goslar konnte den engagierten Heimatpfleger für diese Veranstaltung gewinnen.

„Immenrode ist ein Dorf aus dem 9. Jahrhundert. Bei seiner Gründung waren die ertragreichen Feldfluren bereits vergeben,



Manfred Watzlawik referierte beim Geschichtsverein Goslar. Foto: Habel

seine Bewohner mussten die weniger guten Flächen bewirtschaften.“ Weitere Schwierigkeiten hätten sich aus seiner Lage in einem Muldental ergeben. „Mehrere Bäche, besonders die Wedde, sorgten regelmäßig für Überschwemmungen.“ Auf der Projektionswand neben dem Dozenten erschienen Kartenausschnitte. Sie zeigten Immenrode umringt von Hügeln. „Die alten Höfe lagen an der Nordseite der Wedde auf trockenem Boden mit Brunnen versehen.“

Kompliziertes Geflecht

Bis in das 19. Jahrhundert sei die Landwirtschaft die wichtigste ökonomische Grundlage gewesen. „Ein kompliziertes Geflecht der Pächter mit verschiedenen Feudalherren bestimmte die Bewirtschaftung des Landes. Es ging bis zu persönlichen Abhängigkeiten.“ Sogar Fruchtzwang habe geherrscht. Die Bauern hätten kaum Entscheidungen treffen dürfen.

Dürren und Nässe brachten häufige Ernteeinbußen. „Die Jahre 1853 bis 1858 werden in unseren Unterlagen als Hungerjahre geführt. So konnte es nicht weitergehen!“, betonte Watzlawik. Bereits 1841 hätte die Dorfgemeinschaft Immenrode die Hand- und Spanndienste mit der Königlichen Domänenkammer abgelöst. Damit nicht genug, „1846 nahm das Dorf die Arbeiten für die Verkopplung auf. Die Bauern fassten Streubesitz zu größeren Flurstücken zusammen. Ein Gesetz von 1842 ermöglichte das.“

Der Dozent blickte zum Publikum in den gut gefüllten Sitzreihen. „Es wird manchen Missmut gegeben haben. Wer gibt schon Boden ab, dessen Qualität gut ist?“ Anschließend sei die Landschaft nach wirtschaftlichen Zwängen umgestaltet worden: Bauern und Arbeiter schüteten Bäche zu, beseitigten Hecken, schufen neue Wege. „Unvorstellbar, welche Arbeit von den staatlichen Stellen und den Immenrödern geleistet wurde.“ 15.000 Taler hätte die Dorfgemeinschaft aufbringen müssen. Dafür habe sie das Hainholz westlich der Wedde sowie das Faulholz gerodet. „93 Bauern ackerten nun individuell in der Feldmark.“

Die Landreform war erfolgreich: „Es gab einen wirtschaftlichen Aufschwung in Immenrode und den umliegenden Dörfern. Hungersnöte gehörten der Vergangenheit an.“ Verlierer waren „die Landlosen“. Viele zogen in die Städte. Als Watzlawik nach 80 Minuten seinen Vortrag beendete, dankten die Gäste mit lang anhaltendem Beifall.



Erstaunlich viele Interessierte versammelten sich im Großen Sitzungssaal, um dem Referenten Oberstudiendirektor a. D. Ernst Steinecke zu lauschen. Der präsentierte während seines Vortrages auch Fundstücke des Schlachtfeldes bei Lutter am Barenberge. Fotos: Habel

Als der „tolle Halberstädter“ die Stadt angriff

Ernst Steinecke referierte auf Einladung des Goslarer Geschichtsvereins zum Thema „Der 30-jährige Krieg – Strukturen und Wandel“

Von Ernst-Diedrich Habel

Goslar. „Zum 400. Mal jährt sich der Beginn des 30-jährigen Kriegs. Das ist Anlass genug, die damaligen Ereignisse in einem kurzen Rückblick zu beleuchten.“

Auf der Projektionswand neben dem Referenten Ernst Steinecke galoppierte ein Bote durch ein vom Krieg gezeichnetes Land. Der Reiter auf dem zeitgenössischen Holzstich stieß in ein Horn und verkündete den Frieden von 1648. Steineckes Vortrag „Der 30-jährige Krieg – Strukturen und Wandel“ lockte am Donnerstagabend so viele Interessierte an, dass Helfer weitere

Stühle in den großen Sitzungssaal bringen mussten. Während der nächsten 75 Minuten stellte Steinecke, Oberstudiendirektor a. D., die politischen Verwicklungen und die gewaltigen Veränderungen dieses Konflikts in Deutschland dar. Schwerpunkte bildeten die Schlacht bei Lutter am Barenberge sowie die Ereignisse um die Kaiserstadt Goslar.

Am 27. August 1626 seien Truppen des kaiserlichen Feldmarschalls Graf von Tilly auf die des Dänenkönigs Christian IV. gestoßen. „Das Schlachtfeld zwischen Hahausen und Nauen umfasste etwa fünf Quadratkilometer. Es wurde eingerahmt

von Wäldern, Höhen und dem sumpfigen Neile-Ufer. Es war ein Schlachtfeld, aus dem keiner so schnell rauskam.“ Auf der Projektionswand erschien ein Kartenausschnitt, mit den Orten, Straßen und Bachläufen. Den wechselhaften Schlachtverlauf zeigte Steinecke mit einem Laser-Pointer. „Nach Christians Niederlage brach in den kommenden Monaten der Widerstand gegen Tilly zusammen. Die Schlacht bei Lutter am Barenberge war eine der bedeutendsten Schlachten ihrer Zeit“, betonte der Referent.

Zu Goslar erklärte Steinecke: „Hier lag eine besondere Situation

vor, die Stadt war protestantisch und kaisertreu, damals ein Widerspruch.“ Die ersten Kampfhandlungen am Harz hätte es 1625 gegeben, als der Kriegsunternehmer Christian von Braunschweig, bekannt als „der tolle Halberstädter“, die Stadt angriff und dabei scheiterte. Furchtbar seien die Jahre vom Januar 1632 bis Oktober 1635 für Goslar gewesen. Da sei die Stadt von schwedischen Truppen heimgesucht worden.

„Die Kaiserstadt erhielt eine Garnison von 14.000 Soldaten, so viele Bewohner lebten dort nicht. Die Besatzer pressten der Bürgerschaft 60.000 Taler ab und verlang-

ten den Treueid auf den Schwedenkönig.“ Bei ihrem Abzug hätten sie enorme Wertgegenstände mitgenommen, so die Festungsartillerie, Vorräte und...“ – die Projektionswand zeigte ein farbenstarkes Bild des Evangelias Heinrich III. „Der Schaden, den Goslar im 30-jährigen Krieg erlitt, wird auf 600.000 Taler geschätzt, das dürfte heute 250 Millionen Euro entsprechen.“

Zum Ende des Vortrags lüftete Steinecke ein Tuch, darunter kamen Fundstücke der Schlacht bei Lutter am Barenberge zum Vorschein. Die Besucher drängten sich um Überreste von Waffen und Munition dieses epochalen Krieges.

Neue Machtzentren zogen die Menschen an

Vortrag im Kreishaus von Dr. Dirk Rieger über die Entwicklung mittelalterlicher Städte

Von Ernst-Diedrich Habel

Goslar. Kann ein Wissenschaftler mit archäologischen Methoden die Stadtentwicklung nachweisen? Dr. Dirk Rieger aus Lübeck machte es sich zur Aufgabe. Er untersuchte drei Städte, nahm sich auch kurz Goslar vor und stieß auf interessante Gemeinsamkeiten.

„Die Stadtarchäologie ist ein relativ neues Forschungsgebiet“, erklärte er im Kreishaus. Und mit modernen Methoden könnten neue Erkenntnisse gewonnen werden. Riegers Vortrag „Stadtwerdung mittelalterlicher Städte – die Beispiele Braunschweig, Lübeck und Göttingen und deren Analogie zu Goslar“ lockte sehr viele Interes-

sierte an. „Grundlage der Stadtentwicklung um 800 war der Fronhof. Das waren Wirtschaftszentren mit Produktionsanlagen.“ Dort seien Grubenhäuser weit verbreitet gewesen, sie waren mit Webstühlen ausgestattet. Auf der Projektionswand neben dem Referenten erschienen Bilder mit Fundstücken. In erster Linie waren es Webgewichte, außerdem Reste von typischen Werkzeugen. Die Königspfalz Werla sei ein solcher Fronhof gewesen.

Die Zusammenballung von Grubenhäusern hätten dörfliche Strukturen hervorgebracht, dazu gehörte ein Straßennetz und ein Sakralbau. Der Wissenschaftler in der Oberen Denkmalschutzbehörde Lübeck belegte das anhand des Kornmarkts in

Braunschweig. Unter dessen Pflastersteinen befänden sich Reste von Produktions- und Wohngebäuden, die Kirche St. Ulrici sowie Gräber. „Im August 2009 fanden wir dort einen Brunnen, den wir auf das Jahr 1021 datieren konnten. Der Brunnen war damit mindestens 10 Jahre älter als die älteste Gründungsurkunde von Braunschweig“, so der Archäologe. Zuerst sei die Siedlung vorhanden gewesen, dann erst kamen die Privilegien. Es hätte ohnehin zwischen Städten und Pfalzen Wechselwirkungen gegeben. „Machtzentren zogen Leute an“, brachte es Rieger auf den Punkt.

Etwa 9 Jahre nahm er an Ausgrabungsarbeiten in Lübeck teil. Mit Hilfe eines Laser-Scans sei die ur-

sprüngliche Topografie ermittelt worden. Auf dieser Grundlage hätten Archäologen die Keimzelle der späteren Hansestadt festgelegt. „Demnach legten die Bewohner im 12. Jahrhundert planmäßig Straßen an, teilten Grund und Boden in Parzellen ein, zogen Abwassergräben, bauten ihre Häuser nach festgelegten Standards.“ Rieger kam zu dem Ergebnis: „Die Städte wurden gezielt und mit Verstand errichtet. Rechtliche Bevorzugung beflügelte diese Entwicklung.“

Viele frühe Siedlungsspuren vermutete der Referent in Goslar. „Eine Besonderheit dieser Ortschaft waren der Pfalzbezirk, die Kirchenzentren an dessen äußeren Rändern und die Teilung der Stadt durch die



Referent Dr. Dirk Rieger aus Lübeck spricht im Kreishaus. Foto: Habel

Gose.“ Rieger bedauerte: „Es sind noch so viele Fragen offen.“ Als er nach etwa einer Stunde den Vortrag beendete, spendeten die Gäste langen Beifall.

Heißt Hahndorf Hahndorf, weil es viele Hähne gibt?

Prof. Dr. Jürgen Udolph spricht auf Einladung des Geschichtsvereins über die Bedeutung der Ortsnamen im Landkreis

Von Günter Piegsa

Goslar. Ist Hahndorf das Dorf der Hähne? Und weist der Name Goslar auf ein Lager an der Gose hin? Professor Dr. Jürgen Udolph belehrte fast siebzig Zuhörer bei seinem Vortrag, den der Geschichtsverein in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule im Kreishaus Goslar anbot, eines Besseren.

Mit seinen lebhaften und humorvollen Ausführungen zur Ortsnamensforschung warb er gleichzeitig für den soeben erschienenen zehnten Band des Niedersächsischen Ortsnamensbuches, der vor wenigen Tagen erschien und die Ortsnamen des Landkreises Goslar behandelt (Casemir, Kirstin; Ohainski, Uwe: Niedersächsisches Ortsnamensbuch, Teil X, Die Ortsnamen des Landkreises Goslar; Bielefeld 2018).

Je älter ein Ortsname ist, desto unverständlicher erscheint er heute. Udolph belegte mit vielen Beispielen, wie Sprache sich unmerklich verändert und sich die Bedeutung von niederdeutschen Ortsnamen heute nicht aus sich heraus erklärt. Hier setzt die Ortsnamensforschung

(Onomastik) an. Bereits der Märchensammler Jacob Grimm sah in der Erforschung der Ortsnamen einen Schlüssel zu Sprache, Sitte und Geschichte der Vorfahren. Udolph leitet das Forschungsprojekt „Ortsnamen zwischen Rhein und Elbe – Onomastik im europäischen Raum“ der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Hierbei werden im Untersuchungsgebiet alle historischen Ortsnamen einschließlich die der Wüstungen zusammengetragen, ihre überlieferten Veränderungen dokumentiert und sprachwissenschaftlich untersucht.

Oberharz dünn besiedelt

Bemerkenswert für den Landkreis Goslar: auf ungefähr der Hälfte des Kreisgebietes, nämlich im Oberharz, sind bis ins ausgehende 16. Jahrhundert nur 17 Orte und Burgen belegt. Demgegenüber ballen sich im Mittelalter 145 am dicht besiedelten West- und Nordrand des Harzes. Anhand von Karten zeigte Udolph die Verbreitung von Ortsnamen und deren Bestandteilen. Für ihn steht

fest: Ausweislich der Namenswanderung wurde England nicht von Schleswig-Holstein aus besiedelt, sondern über den Kanal. Der Namensbestandteil „Hagen“, der ursprünglich aus dem Weserbergland stamme, findet sich in vielen Ortsnamen im Ostseebereich wieder – für Udolph Beleg für den wahren Kern der Geschichte vom Rattenfänger: Im Auftrag von Herrschern aus dem

heutigen Mecklenburg-Vorpommern waren sogenannte Lokatoren Menschen als Siedler an. Die meist jungen Leute, die sich ein besseres Leben versprochen und folgten, waren die „Kinder“ der Rattenfängersage. Ortsnamen, die auf die Lage des Ortes eingehen, sind laut Udolph älter als solche, die menschliche Tätigkeiten beinhalten. Jerstedt, um 941 erstmals als Gerstede erwähnt, dürfte sich aus dem Grundwort Stede (Stelle, Ort, Platz) und dem Bestimmungswort „ger, gere“ (spitz zulaufendes Stück Land) herleiten. Andere Ortsnamen weisen auf eine menschliche Tätigkeit hin. Hierzu gehören 28 Orte im Nordharzraum, die auf -ingerode enden. Diese durch Rodung angelegten Siedlungen sind relativ jung. Für das

erstmalig als Hahnenthorp erwähnte Hahndorf folgt Udolph nicht der Auslegung als „hoch gelegenes Dorf“ sondern kommt sprachwissenschaftlich zu der Annahme, dass Hahn (hano) hier eher in der Bedeutung von „Sänger“ steht.

Urkunde von 1005

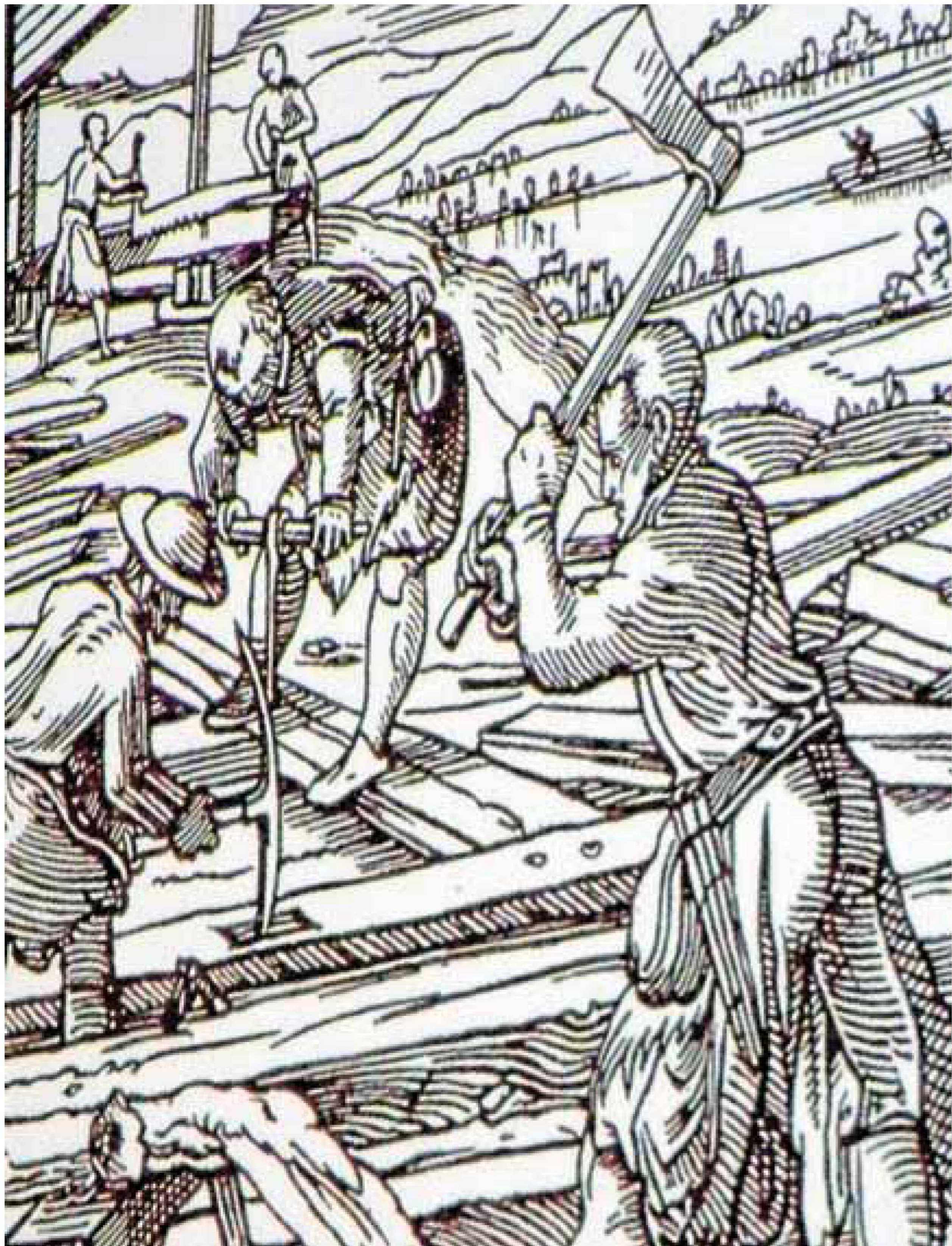
Der erste gesicherte Nachweis für Goslar findet sich in einer Urkunde von 1005. Udolph rechnet Ortsnamen, die auf -lar enden, zu den ältesten germanischen Siedlungsbezeichnungen. Beim Grundwort -lar sei von einem lichten Wald oder einer mit Bäumen bestandenen Wiese auszugehen. Das Bestimmungswort bei Goslar sei der Name der Gose. Der Gewässername deute auf das indogermanische „gießen, fließen und sprudeln“ hin.

Für Udolph zeigt die Ortsnamensforschung, dass die Germanen, anders als von den Nationalsozialisten gern behauptet, nicht aus Skandinavien eingewandert sind. Die Heimat der germanischen Stämme liege zwischen Teutoburger Wald und Elbe.



Prof. Dr.
Jürgen Udolph

Foto: Piegsa



Welche Präzisionsarbeit die Zimmerleute seinerzeit leisten mussten, dokumentiert ein Stich aus dem 16. Jahrhundert. Fotos: Habel

Zimmerleute lieferten hohe Qualität

Vortrag „Fachwerk im Harz und Weserraum“ im großen Sitzungssaal des Landkreises

Von Ernst-Diedrich Habel

Goslar. Viele offene Fragen zum Thema Fachwerkbau beantwortete Dr. Heinrich Stiewe am Donnerstagabend. Im großen Sitzungssaal saßen auf den meisten Plätzen Interessierte. Sie lauschten konzentriert dem 100-Minuten-Vortrag „Fachwerk im Harz und Weserraum“.

„Die ältesten erhaltenen Fachwerkbauten im norddeutschen Raum stammen aus dem späten 13. Jahrhundert. Später erlebte diese Bauweise vor allem in den Städten im Harz und seinem Vorland eine Blütezeit. Die endete erst im 30-jährigen Krieg“, so Stiewe.

Der wissenschaftliche Mitarbeiter im Freilichtmuseum Detmold verdeutlichte seine Aussagen mit etlichen Fotos. Sie erschienen auf einer Projektionswand neben ihm. In den Städten seien zwei Gebäudearten besonders häufig anzutreffen: der Stockwerk- und der Geschossbau. Während beim Stockwerkbau die Räume nach oben hin immer breiter würden, blieben sie beim Geschossbau in gleichen Maßen. In Goslars Altstadt sei das Gebäude „Marktstraße 1“ von 1526 ein wunderbares Beispiel für den Stockwerkbau. Der würde nach oben so breit, dass er mit dem Dach das

Nachbarhaus berühre. Stiewe äußerte großen Respekt vor den Fähigkeiten der damaligen Zimmerleute. „Sie haben sehr sorgfältig gearbeitet und hochwertige Qualität geliefert.“ Dabei müsse man bedenken, dass damals „menschliche Arbeitskraft billig war“. „Das Baumaterial war teurer.“ Die Projektionswand zeigte Stiche aus dem 16. Jahrhundert. Darauf bearbeiteten Fachleute mit besonderen Beilen und Sägen starke Balken und brachten sie in Form.

Im 15. Jahrhundert habe es einen wirtschaftlichen Aufschwung gegeben. Die Bauherren hätten den Wohlstand an ihren Häusern zeigen wollen. Die Wände und Hölzer seien aufwendig verziert worden. „Vom Harz aus breitete sich die Muschelrosette als Muster aus.“ Bibelzitate auf den Wänden deuteten auf Protestanten hin. Beliebt gewesen seien auch verschiedene Figuren, zum Beispiel Heilige oder Fabelwesen. In Goslar stünde dafür unter anderem „Das Brusttuch“ mit seinen Schnitzereien. Eine andere Mode wären große Glasfenster in Bleifassung gewesen. Besonderheiten gäbe es noch in Hann. Münden und Göttingen, die Rotfassung. Da seien die Hauswände mit eisenoxydhaltiger Farbe gestrichen worden.

Im 19. Jahrhundert hätten die Leute noch immer Fachwerkhäuser gebaut, da sie vergleichsweise billig waren. Doch sie waren eigentlich „aus der Mode gekommen“. Daher hätten Handwerker die Kanthölzer und Wandfelder verputzt und graubemalt. „So täuschten sie ein Steinhäuser vor.“ Stiewe war angetan von Goslar. „Die vorzüglich erhaltene Altstadt gehört auch wegen ihres herausragenden Bestandes an Fachwerkbauten zum UNESCO-Weltkulturerbe.“ Er ist davon überzeugt, dass gezielte Untersuchungen hier „neue Erkenntnisse“ hervorbringen würden.



Referent Dr. Heinrich Stiewe aus Detmold bei seinem Vortrag im Kreishaus.

Wasser liefert die Energie

Dr. Peter Welke referiert über die alte bergmännische Wasserwirtschaft im Oberharz

Von Joachim Dürich

Goslar. Zum Thema Bergbau und dazugehörige Wasserwirtschaft begrüßte Dr. Gerd Schwier vom Geschichtsverein Goslar den Bergbau-Experten von der Uni Bonn, Dr. Peter Welke. Welke referierte über die einzigartige, geniale Wasserwirtschaft im Harz im gut besuchten Kreishaus. Als hochrangiger Kenner, der einst in Clausthal studierte und anschließend auch hier tätig war, belebte er seine Ausführungen mit aussagestarken Bild-dokumenten.

Zunächst beleuchtete Welke die Epochen des Bergbaus mit seinen zunehmenden Abbauproblemen. Wurde in der ersten Zeit noch viel von Hand, oder auch mit Pferde-



Referent Dr. Peter Welke präsentiert einen Silbertaler „Kronburgs Glück“.



Aufmerksam lauschen die Besucher dem Vortrag.

Fotos: Dürich

kraft, geschafft, so ging das bald nicht mehr, da zunehmende Teufen (Abbautiefen) den Einsatz von besseren Gerätschaften erforderten. Man baute zehn Meter hohe Wasserräder, die eine Leistung von zehn kW brachten und 100 Männer-, im Dauereinsatz sogar bis zu 400 Männerstärken, ersetzten. Da Wasserräder ständig zulaufendes Wasser benötigten, baute man Gräben als Zuläufe für 135 Teiche, die dann als „Akku“ dienten.

Das abgebaute Silber wurde auch gern zur Münzprägung genommen, wobei 1 Taler das Gewicht einer Unze Silber hatte. So konnten sich Herzogtümer einen politischen Vorteil durch eigene Münzprägungen verschaffen. Probleme gab es mit Abbaustätten, die oberhalb der möglichen Staulinie lagen. Um die-

ses Problem für die Gruben Dorothee und Caroline zu lösen, wurde der „Lange Graben“ im Bau begonnen und verworfen. Die Höhenlinien gaben keinen sinnvollen Weiterbau her. Stattdessen lieferte der bekannte Dammgraben ab 1750 Brockenwasser für diese Gruben.

Interessantes konnte Welke zu den Wirkungsgraden der Wasserkraft sagen. Von Regenwasser im Harz wurden rund 70 Prozent den Wasserrädern zugeführt.

Doch auch hier stieß man bald an Grenzen, die aber mithilfe des Sprengpulvers gelöst wurde. Es wurden Stollen in mühsamer Arbeit angelegt, die bei Fallhöhen von 300 Metern Wassersäulenmaschinen mit 30 kW antrieben und noch heute 50 Prozent der gesamten Energie für den Harz liefern könnten.

GZ vom 8. September 2018

Steinreiche Küstenstadt

Dr. Friedhardt Knolle stellt die besonderen Baumaterialien Goslarer Gebäude vor

Von Ernst-Diedrich Habel

Goslar. Sogar Laien können in den Mauern der Kaiserstadt viele verschiedene Gesteinsarten entdecken. Das wurde den Besuchern eines Vortragsabends im Kreishaus jüngst deutlich. Der Geologe Dr. Friedhardt Knolle referierte über „Die Geologie des Harzrandes als Lieferant für die Baustoffe der mittelalterlichen Stadt Goslar“. Zahlreiche Interessierte folgten der Einladung durch den Geschichtsverein.

„Wie eine Tischdecke“

„Der Harz ist ein verhältnismäßig junges Gebirge“, erklärte Knolle. „Im Laufe von hunderten Millionenjahren entstand er aus Sediment, also Ablagerungen.“ Seine Substanz sei durch tektonische Erdbebewegungen südlich des Äquators bis in den Norden gerückt. Dabei wären die Schichten zusammengedrückt und gefaltet worden, „wie ei-

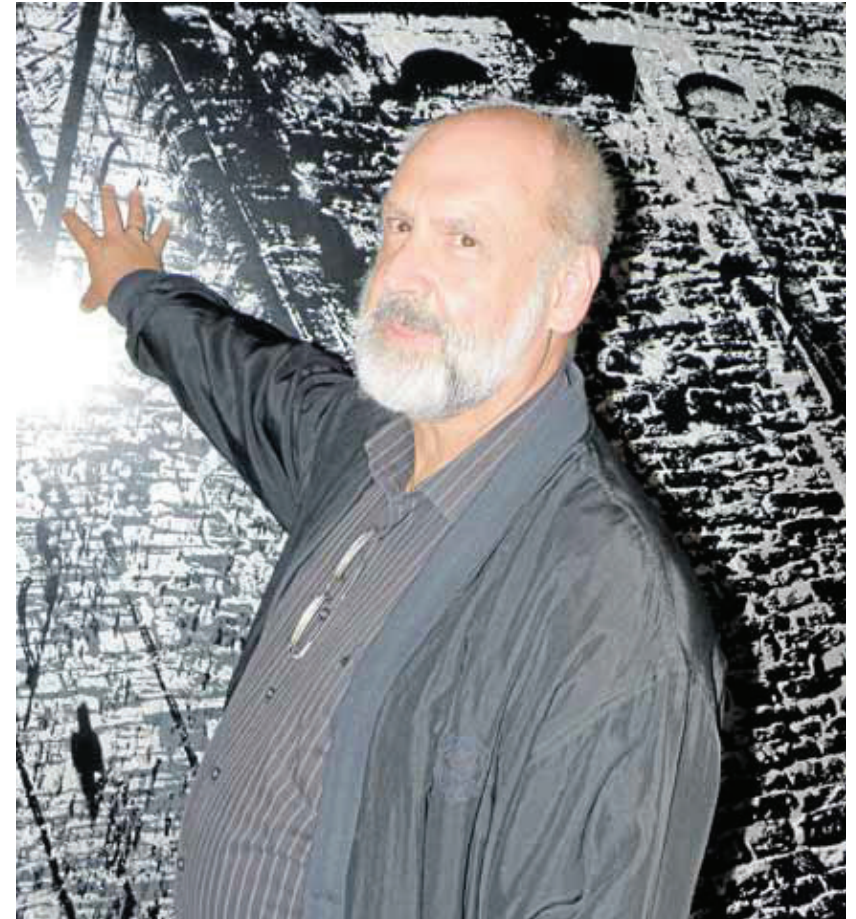
ne Tischdecke“. „Die sogenannte klassische Quadratmeile der Geologie bei Goslar bietet eine unglaubliche Vielfalt“, betonte der Referent.

In der Kreidezeit sei Goslar eine Küstenstadt gewesen. In dieser Ära wären der Kalksandstein vom Sudmerberg und der Hils-Sandstein vom Klusfelsen entstanden. „Früher verwendeten die Goslarer den Baustoff, der in der Nähe war. Die ältesten Bauten sind daher aus aufgegebenen Steinen errichtet worden.“

Später habe es Steinbrüche gegeben, so am Sudmerberg. Dessen heller und kalkhaltiger Sandstein bilde Mauern von bekannten Bauwerken. Auf der Projektionswand neben dem Referenten erschienen Fotos der Marktkirche. In ihrem oberen Mauerwerk erkannte das Publikum den Wechsel vom dunklen Material zum deutlich helleren aus dem Sudmerberg. „Der Hils-Sandstein ist ohne Kalk, lässt sich somit schön schneiden und verarbeiten“, erklärte der Experte.

Der Stein würde in der Vorderseite der Kaiserpfalz und den Resten der Stiftskirche stecken, zum Beispiel in der Domvorhalle. Eine Rarität sei die Mauer vom Gebäude „Hoher Weg 22“, sie wäre aus Muschelkalk (auch Trochitenkalk genannt) errichtet. Mit bloßem Auge erkannten die Gäste auf dem Foto die Umrisse von Meerestieren.

Ein weiteres Baumaterial habe Goslar die typischen dunklen Dächer und manche Hausfassade beschert: der Schiefer. Er sei im Erdzeitalter Devon (vor 370 Millionen Jahren) entstanden. „Abgebaut wurde er in der Ratsschiefergrube. Die ist heute kaum noch zu erkennen und von Fichten zugewachsen“, bedauerte Knolle. Doch ebenfalls spannend und dazu noch gut sichtbar sei die Rückseite der Kaiserpfalz: „Da hat man alles eingebaut. Sie ist für Geologen noch faszinierender, als die Vorderseite“, sagte er. Langer Beifall war der Dank für einen aufschlussreichen Vortrag.



Friedhardt Knolle klärt über die steinigen Gemäuer Goslarer Bauwerke auf. Foto: Habel

Bayern auf dem Hildesheimer Bischofsstuhl

Dr. Thomas Scharf-Wrede spricht über „Katholische Reform und Gegenreformation im Fürstbistum Hildesheim“

Von Ernst-Diedrich Habel

Goslar. Wechselhaft und spannend verlief die Geschichte von Reformation und ihrer Gegenbewegung im Fürstbistum Hildesheim. Dr. Thomas Scharf-Wrede, Direktor des dortigen Bistumsarchivs, vermittelte den Interessierten im Kreishaus einen Einblick in diese zum Teil stürmischen Zeiten.

„In Stadt und Stift Hildesheim war langfristig das dortige Geschehen entscheidend für den Erhalt der katholischen Kirche in unserer Region“, sage der Referent. Der Geschichtsverein Goslar hatte Scharf-Wrede zu dem Vortrag „Katholische Reform und Gegenreformation im Fürstbistum Hildesheim“ bewegen können.

Jahrzehnte vor Luthers Thesenanschlag seien die Bedingungen im Fürstbistum bedenklich gewesen. Scharf-Wrede zitierte zeitgenössi-

sche Quellen, wonach „eine Erneuerung klösterlichen Sinnes am meisten Not“ täte, „weil die Klosterzucht arg gelockert und bedauerliche Fehlritte vorgekommen waren.“ Nach diesen Feststellungen hätten Hildesheimer Bischöfe eine Reform im katholischen Sinne vorgenommen, mit Erfolg. Im Laufe des 16. Jahrhunderts hätten Bischöfe immer wieder „eine Reorganisation öffentlicher und kirchlicher Ordnung“ in die Wege geleitet.

Schriften waren präsent

„Das war, salopp gesagt, ein schwierig Ding, denn Luthers neue Lehre war auch hier angekommen.“ Der Referent stellte dar, wie sich Stadt und Stift Hildesheim in den 1520er und 30er Jahren „in einer Art Schwebezustand“ befunden hätten. „Die Schriften Luthers waren auch hier schon recht präsent.



Dr. Thomas Scharf-Wrede referiert im Goslarer Kreishaus. Foto: Habel

Kaufleute und Handwerksgesellen brachten von überall seine Flugschriften mit und sangen seine Lieder.“ Der Stadtrat habe streng die „Verkündigung der neuen Lehre“ unter Strafe gestellt.

„Doch so bekam er die Sache nicht aus der Welt“, meinte Scharf-Wrede. In den umliegenden Städten, zum Beispiel Braunschweig oder Goslar, hatte sich die Reformation bereits durchgesetzt. Von dort seien Prediger gekommen.

„Der entscheidende Wendepunkt kam im März 1573, als das Domkapitel Ernst von Bayern zum neuen Bischof von Hildesheim wählte. Mit ihm begann eine Reihe Wittelsbacher Herzöge auf dem dortigen Bischofsstuhl, die bis 1761 andauerte. Sie war ein wesentlicher Faktor für den dauerhaften Weiterbestand des katholischen Bistums Hildesheim.“ Der Referent fasste zusammen: „Allen Wirrungen der Zeit zum Trotz hat sich die katholische Kirche positiv entwickelt. In Hildesheim und den umliegenden Dörfern wurzelte sie sich ein.“ Im Anschluss an den faktenreichen Vortrag beantwortete Scharf-Wrede noch Fragen.

Ein Lobgedicht auf König Gustav Adolf von Schweden

Vortrag von Clemens Cornelius Brinkmann über „Magister Johannes Nendorf und die Goslarer Ratsschule im Zeitalter des 30-jährigen Kriegs“

Von Ernst-Diedrich Habel

Goslar. Wie war der Alltag im Krieg vor 400 Jahren? Clemens Cornelius Brinkmann, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Georg-August-Universität Göttingen, stellte ihn dar. Dabei ging er auch der Frage nach, inwieweit die dramatischen Ereignisse den Schulbetrieb in Goslar und das Leben der Lehrkräfte beeinflussten. Zahlreiche Interessierte versammelten sich im Kreishaus. Brinkmann hielt auf Bitte des Geschichtsvereins den biografischen Vortrag: „Magister Johannes Nendorf und die Goslarer Ratsschule im Zeitalter des 30-jährigen Kriegs“.

„Nendorf wurde im Januar 1575 in Verden geboren.“ Nach seinem Studium in Helmstedt sei er 1600 auf Empfehlung nach Goslar gekom-

men. Er habe die Ratsschule als Rektor in einem Zustand übernommen, der von häufig wechselnden Führungskräften gekennzeichnet war. „Im Gegensatz zu seinen Vorgängern setzte sich Nendorf fest und baute beharrlich seine soziale Position in Schule und Stadt aus.“

Anfang des 17. Jahrhunderts sei Goslar noch so wohlhabend gewesen, dass „der Rat Gelder für Literatur bereitstellte“. Lehrer hätten sich durch „Widmungen und Gedichte noch etwas dazuverdienen können.“ Nendorf sei mit seiner Lyrik aufgefallen und habe etwa alle zwei Jahre eine Schulkomödie im Rathaus aufgeführt. „Der Kriegsausbruch 1618 in Prag besaß für sein Leben keine unmittelbare Bedeutung. Der Betrieb in Goslar setzte sich fort“, so Brinkmann. Erst 1622

sei die Kaiserstadt getroffen worden, durch „Kipper und Wipper“, das bedeutete Münzverschlechterung mit folgender Inflation und steigender Armut. „Aufgrund leerer Kassen strich der Rat die Unterstützungen für Literaturschaffende.“ Die Pestepidemie von 1625/26 traf Goslar als weitere Kriegsfolge. Nendorf habe da seine zweite Frau und fünf seiner acht Kinder verloren. Truppendurchzüge hätten das Umfeld zunehmend verunsichert.

Als 1625 Herzog Christian von Braunschweig-Wolfenbüttel die Stadt belagerte, habe der Rektor seine „Bürger- und Gildnerpflicht“ vernachlässigt. „Er sammelte in Stunden höchster Not als guter Pädagoge seine Schüler um sich und zog mit ihnen zur Marktkirche, wo er um den Schutz des Allmächtigen

inbrünstig betete.“ 1632 hätten schwedische Truppen Goslar geplündert, dabei sei Nendorfs Tochter gestorben. „Um die neuen Herren günstig zu stimmen, griff der Rat auf den Rektor zurück. Er schrieb ein Lobgedicht auf König Gustav Adolf, in dem er auch das Leiden der Menschen schilderte.“ Weitere Dienste in Gesandtschaften folgten. „Der Schulbetrieb kam fast vollständig zum Erliegen.“ Erst 1635 habe sich das geändert, als die Schweden abzogen. „Langsam erholten sich Stadt und Ratsschule.“ Brinkmann fasste zusammen: „Der Krieg hatte großen Einfluss auf die Ratsschule. Nendorf trat mit seiner Dichtung für Goslar ein und übernahm sogar als Diplomat Verantwortung.“ Die Besuchenden dankten mit lang anhaltendem Beifall.



Clemens Cornelius Brinkmann hält einen Vortrag über Magister Johannes Nendorf.

Foto: Habel